

fährdender Komplikationen bevor, so sei dem Arzt ein breiter Ermessensspielraum zuzugestehen. Die ärztliche Hilfe endet mit dem Eintritt des Todes. Dieser wird „nach dem Stande der medizinischen Wissenschaft“ mit dem *Hirntod* gleichgesetzt.

Ins Detail geht der Kommentar im Sinne der Absicherung der Position des Arztes unter juristischem Aspekt. Die Richtlinien sollen klarstellen, was im Bereich der Sterbehilfe unter die *Garantenpflicht* des Arztes fällt.

Maßgebend bleibt innerhalb des Rahmens möglicher passiver Sterbehilfe der Wille des Patienten. Es gilt der Grundsatz: „Der Wille des Kranken sei oberstes Gesetz.“ Dessen Wille bindet den Arzt.

Im Falle eines urteilsunfähigen Patienten haben sich die Heilbemühungen im Sinne der „Geschäftsführung ohne Auftrag“ nach dem *mutmaßlichen Willen des Patienten* zu richten. Dieser Wille aber, so der Kommentar, sei „nicht einfach als auf bloße Verlängerung von Schmerzen und Leiden zielend“ anzusehen. Vielmehr könne der Respekt vor der Persönlichkeit des Sterbenden die Anwendung medizinischer Maßnahmen als nicht mehr angezeigt erscheinen lassen.

Wie aber soll der mutmaßliche Wille ermittelt werden, wenn es naheliegt, auf künstliche Lebensverlängerung zu verzichten? Der Kommentar geht auf die Frage der Einschätzung früher abgegebener *schriftlicher Erklärungen* ein. Er kommt zu dem Schluß: Eine solche Erklärung könne für die Ermittlung des mutmaßlichen Willens ein gewichtiges Indiz sein. Entscheidend aber sei „der gegenwärtige mutmaßliche Wille“, der nur durch eine sorgfältige Abwägung aller Umstände des Falles gefunden werden könne. Es müsse gefragt werden, ob der Patient die Erklärung im gegenwärtigen Augenblick vernünftigerweise würde widerrufen wollen. Die Entscheidung liege aber letztlich auf jeden Fall beim Arzt.

Durch ihre Definitionen und präzisen Abgrenzungen schaffen die Richtlinien in wesentlichen Punkten Klarheit. Bedeutsam ist vor allem der *klare Trennungsstrich zwischen aktiver und passiver Sterbehilfe*. Hier bleibt kein

Spielraum für Fehldeutungen. Aktive Sterbehilfe als gezielte Lebensverkürzung durch Einsatz künstlicher Mittel wird der Tötung im Sinne des geltenden Rechts gleichgesetzt. Nur die passive Sterbehilfe im Prozeß des Sterbens selbst ist im eigentlichen Sinn Gegenstand und Bezugsfeld der Richtlinien. Es geht letztlich allein um Grenzziehungen im Bereich künstlicher Lebensverlängerung von Totkranken bzw. Sterbenden, also um die Bewältigung von Problemen, die in spezifischer Weise erst durch den Fortschritt der modernen Medizin geschaffen worden sind. Dieses Problem ist aber wohl nur von begrenzter Bedeutung, und es wäre durchaus eine Frage wert, ob hier überhaupt soviel Normaufwand gerechtfertigt ist; ob nicht in Form einer Generalklausel die allgemeine Bestimmung genügte, daß die Behandlung von Sterbenden oder Totkranken, deren Tod abzusehen ist, auf die Verabreichung leidensmildernder Mittel beschränkt werden kann, selbst wenn dadurch der Prozeß des Sterbens beschleunigt wird. Durch die Richtlinien, so scheint es, erfolgt lediglich eine *teilweise Verlagerung der Problematik vom Arzt auf den Patienten oder dessen Angehörige*. Die Frage, wie einem exorbitanten Gebrauch von durch den medizinischen Fortschritt verfügbar gewordenen Mitteln zur Verlängerung des Krankheitsverlaufs bzw. des Sterbens in gewissem Sinne vorgebeugt werden könnte, ist damit nicht beantwortet. Daß die Richtlinien auf die sachlich viel schwierigere Frage, wann denn der tödliche Verlauf einer Krankheit oder einer Verletzung einwandfrei feststehe, in diesem Rahmen nicht eingehen, ist verständlich. Ein Rest von Widerspruch ist in sie in dieser Beziehung freilich dadurch eingegangen, daß sie einerseits von dem dem Tode nahen Kranken handeln, dessen Krankheitsverlauf irreversibel sei, und bei dem therapeutische Möglichkeiten auf Leidensmilderung beschränkt werden können. Diese Unterscheidung mag bedeutsam sein. Aber ist denn der Patient, bei dem Heilung möglich ist, wirklich ein dem Tode naher Kranker? Für den medizinischen Laien erschöpfen sich da die begrifflichen Unterscheidungsmöglichkeiten.

D. A. Seeber

Interview

Was hat Puebla für die Kirche Lateinamerikas gebracht?

Ein Gespräch mit Kardinal Paulo Evaristo Arns

Im Rahmen einer Veranstaltung von Misereor weilte der Erzbischof von São Paulo, Kardinal Paulo Evaristo Arns, in Karlsruhe. Wir benutzten die Gelegenheit, um mit dem

brasilianischen Kardinal, der heute zu den profiliertesten Bischöfen Lateinamerikas gehört, ein bilanzierendes Gespräch über die Bischofskonferenz von Puebla und ihren

Auswirkungen auf die Kirche Lateinamerikas zu führen. Die Fragen stellte Renate Braunschweig-Ullmann.

HK: Herr Kardinal, in der Rede des Papstes, mit der die Konferenz in Puebla eröffnet wurde, hieß es: „Wir wollen von Medellín ausgehen und einen Schritt nach vorn tun.“ War Puebla ein Schritt nach vorn?

Arns: Der Eindruck, den man hatte, war an und für sich nicht der eines Schrittes nach vorn. Man hat vielmehr zehnjährige Erfahrungen in Lateinamerika in eine Synthese gefaßt. Und die Synthese wurde von allen Teilnehmern aufgenommen. Sie wird für die ganze Kirche wertvoll sein und für die praktische Seelsorge ausgewertet werden. Ich möchte sagen: Medellín, das war der Anfang. Was Medellín als Schwerpunkt beschlossen hat, nämlich das Engagement der Kirche für die Armen, das wurde bestätigt, und diese Thematik läuft durch das ganze Dokument, vom ersten bis zum letzten Kapitel. In Medellín hatte man sich auch dafür entschieden, stärker mit der Jugend zu arbeiten: Alles, was die Kirche beschließt, muß annehmbar sein für die jungen Leute, die in Südamerika den größten Anteil an der Gesamtbevölkerung haben und die eines Tages alles in die Hand nehmen werden. Das waren wohl die zwei wichtigsten Punkte von Medellín. Und Puebla war die Annahme und Weiterführung von allem, was dort begonnen wurde.

HK: Während vor der Konferenz von Puebla und noch während die Bischöfe dort tagten, die größten Befürchtungen geäußert worden waren, in Puebla werde die Entwicklung der lateinamerikanischen Kirche zurückgedreht, herrschte nach der Verabschiedung der Schlußdokumente eine fast euphorische Stimmung. Halten Sie diesen Stimmungswandel im Rückblick für gerechtfertigt?

Arns: Nun, wie Sie wissen, wurde über das Schlußdokument demokratisch abgestimmt. Mit 179 Stimmen wurde das Dokument angenommen, und nur ein Bischof hat sich enthalten. Also haben alle Bischöfe zugestimmt. Natürlich ist das Ergebnis bei jedem Kapitel anders. Jedes Kapitel wurde von einer Gruppe erarbeitet und nie von der ganzen Konferenz durchgesprochen. Also mußte man jedes Kapitel so nehmen, wie es ist. Folglich ist der inhaltliche Wert oder die Grundstimmung oder die von der Kirche eingenommene Haltung in jedem Kapitel verschieden.

„Es wurde verhindert, daß der Text aus einer echten Debatte hervorging“

HK: Gibt der Text, der jetzt der Öffentlichkeit als Resultat vorliegt, tatsächlich das wieder, was auf der Konferenz diskutiert wurde?

Arns: Man kann schwerlich sagen, daß bei der Konferenz überhaupt diskutiert wurde, denn es gab ja kein Plenum. Wir alle hatten nur einmal die Möglichkeit, alle gemeinsam die Hauptpunkte des Dokumentes zu besprechen. Das war am Schluß, und das war schon zu spät. Jedes Kapitel wurde zunächst als Text in sich abgeschlossen und bekam

dann von allen Seiten Zustimmung oder Einwände, aber man konnte nicht die inhaltliche Grundtendenz besprechen, wie seinerzeit in Medellín. In Medellín hatte das Plenum vorgeherrscht; in Puebla lag das Schwergewicht in den Arbeitsgruppen. Deshalb wird man sagen müssen: lehrhaft wurde in Puebla nichts Neues gesagt, aber es wurde eine neue Haltung zu den Ideologien und zum politischen Leben Lateinamerikas erkennbar und vor allem ein klareres Konzept der Evangelisation.

HK: Es ist aber wohl doch nicht von der Hand zu weisen, daß der vorprojizierte, wenn man will demokratischere, auf Gruppenarbeit konzentrierte Arbeitsmodus und die damit verbundene gründliche, Unwegsamkeiten möglichst ausschließende Vorbereitung das Ergebnis nicht nur positiv beeinflusst hat?

Arns: Ich möchte sagen, man hat uns in eine so enge Form hineingebracht, daß wir an der Gesamtlinie nicht sehr viel gestalten konnten. Wir mußten streng in unserem jeweiligen Teilbereich bleiben. Das war an und für sich auch keine Demokratisierung des Verfahrens. Man wollte nur jede Manipulation ausschalten. Und das hat man auch erreicht. Aber gleichzeitig hat man verhindert, daß ein Text aus einer echten Debatte hervorging.

HK: Obwohl die Intentionen der Konferenz in dem Schlußtext sehr deutlich formuliert werden, fällt doch auf, daß die Formulierungen recht allgemein gehalten sind und die Sprache eher appellativ ist. Welchen Adressaten hatte man eigentlich im Blick?

Arns: Man hat sich gleich am Anfang die Frage gestellt: Für wen sprechen wir? Und da sagte man zuerst: Wir können als Kirche sprechen, richtig kirchlich, wenn Sie so wollen, und in einer „prophetischen“ Sprache. Dann hieß es: Wir wollen für das ganz einfache Volk sprechen. Das hätte dann die Wahl einer sehr einfachen und sehr allgemeinen Sprache bedeutet. Oder man meinte, die Bischöfe sollen für die „Pastoralagenten“ sprechen, also für die Laien, die verstehen, was in der Kirche geschieht und wie die Arbeit von Puebla fortgesetzt werden kann, also in einem pastoralen Stil. Und diese dritte Möglichkeit wurde dann gewählt. Die Bischöfe sprechen nicht für „Eingeweihte“, die an der Spitze der Theologen oder an der Spitze der Pastoral stehen, sondern für Leute, die mitten im Leben stehen und mit dem Volke arbeiten. Deswegen bringt das Dokument nicht ganz neue Inhalte und bleibt auch nicht ganz volkstümlich, sondern man geht einen Mittelweg.

HK: Es gab Theologen und kirchliche Laien, aber auch einzelne Bischöfe, die eine wesentlich schärfere Gangart besonders gegenüber den Führungsschichten und den sie stützenden Ideologien gefordert hatten. Für sie ist Puebla zu einem nur wenig befriedigenden Kompromiß geworden ...

Arns: Man muß zu verstehen suchen, wie die lateinamerikanischen Bischöfe selber über die Situation denken. Man merkt, daß die Systeme sich schon ausgelebt haben, daß

sie schwach sind. Also heißt es jetzt nicht gegen sie losziehen. Es kommt eine neue Zeit, wo das Volk selbst konstruktiv arbeiten muß auf ganz normale Weise, um für ein gerechtes Zusammenleben in Lateinamerika zu sorgen. Wir müssen aufbauen auf dem, was das Volk selbst tun kann, müssen also auch da eine Art Mittelweg gehen. Es wurde keine Tür geschlossen, aber es wurde auch keine aufgestoßen.

„Puebla erlaubt uns, die bisherige Arbeit fortzusetzen“

HK: Sie sagen keine Tür zugeschlossen, aber auch keine aufgestoßen. Reicht das angesichts des politisch-sozialen und ideologischen Spannungsverhältnisses in den verschiedenen Ländern als Orientierung für die kirchliche Praxis?

Arns: Ich glaube schon, daß wir mit dem, was wir sagen, eine konkrete Hilfe gegeben haben. Es war sehr wichtig für uns, daß kirchliche Gruppen wie die Basisgemeinschaften sich jetzt nicht gehemmt fühlen, sondern daß sie merken, sie können weiterarbeiten. Das war die Hauptsache für uns. Wir selbst erwarteten von Puebla nicht, was man allgemein erwartet hatte. Man hat das ein bißchen mystifiziert, so als ob Puebla das Gesicht Lateinamerikas schlagartig verändern könnte. Das Dokument von Puebla erlaubt uns, die bisherige Arbeit fortzusetzen. Es gibt uns strenge Anweisungen über die Haltung der Kirche gegenüber Politik und Ideologie und klare Aussagen zum Konzept der Evangelisation. Das ist viel wichtiger, als Aussagen zu den Militär- und Paramilitärregimen, die ohnehin am Ende sind. Vielleicht halten sie noch ein paar Jahre, weil die europäischen und amerikanischen Systeme, die auch von ihnen abhängen, sie noch künstlich am Leben erhalten. Wenn also die Welt, die so viel von uns erwartet hat, dazu beitragen würde, diese Systeme nicht länger mitzuerhalten, dann würde viel mehr erreicht, als wenn die Bischöfe da ganz scharfe Worte gebraucht hätten, die sich dann doch kaum auf die internen politischen Vorgänge ausgewirkt hätten.

HK: In Puebla wurde zwar die Verletzung der Menschenrechte angeprangert, aber kaum Konkretes zu Folterungen und Gefangenenmißhandlungen gesagt. Vermißt wurde auch ein unterstützendes Wort für jene Geistlichen und Laienhelfer, die in Nicaragua, in San Salvador oder anderswo unter staatlicher oder polizeilicher Willkür leiden oder gar den Tod gefunden haben...

Arns: Das ist nicht ganz richtig. Das 21. Kapitel des Schlußdokuments spricht sehr klar gegen die Folter. Die Bischöfe verurteilen dort nicht nur die verschiedenen Situationen institutionalisierter Gewalt in ihrer subversiven wie in ihrer repressiven Form, sondern verurteilen mit Nachdruck die Angriffe auf die Meinungsfreiheit, „das plötzliche Verschwinden von Personen, willkürliche Pressionen, Terrorakte, Entführungen und organisierte Folterungen“, von denen gesagt wird, daß sie sich über

den gesamten Kontinent erstrecken und Zeichen einer völligen Mißachtung der menschlichen Person seien. Aber richtig ist, wir Brasilianer haben immer wieder verlangt, daß man etwas sagen soll über die Märtyrer unserer Zeit. Darüber steht überhaupt nichts im Dokument. Man sagt auch etwas gegen den Kommunismus, aber gegen den Faschismus und gegen den Antikommunismus sagt man nichts. Das ist sehr schade. Wir haben öfters versucht, das hineinzubringen, aber es war sehr schwer; denn viele meinten, es würde die Lage nur verschärfen, statt neue Wege für die Pastoral öffnen.

HK: Man vermißt aber nicht nur die Konkretisierung einzelner Themen, sondern auch die Spezifizierung der Situationen nach einzelnen Ländern...

Arns: Eine solche Konkretisierung wäre nicht gut möglich gewesen, weil es 22 Länder sind und jedes Land eine andere Geschichte hat. Was für Brasilien gilt, das gilt noch nicht für Argentinien, und was für Nicaragua gilt, das gilt nicht für Venezuela. Die Konkretisierung ist Aufgabe der nationalen Bischofskonferenzen.

HK: Wurden innerhalb der Konferenz in bestimmten Punkten, wo die konkrete Realität Lateinamerikas angesprochen wird, nicht Spannungen oder unvereinbare Gegensätze zwischen den einzelnen Gruppierungen von Bischöfen aus einzelnen Ländern deutlich?

Arns: Ich selbst war in der Kommission für das letzte Kapitel und von daher in engem Kontakt mit der Kommission für das erste Kapitel. Wir tauschten gegenseitig unsere Meinungen aus. Wir waren dabei ziemlich einmütig der Meinung, daß dort gesagt wurde, was gesagt werden konnte. Und die zuständigen Arbeitsgruppen wollten wirklich das sagen, was schließlich auch durchgekommen ist. Wir hätten es sogar noch ein bißchen schärfer sagen können und wollen. Aber es gab nur wenig Gedankenaustausch mit den anderen Gruppen bzw. zwischen den Gruppen untereinander. Man konnte nur schriftliche Bemerkungen schicken, und die wurden dann angenommen oder nicht. Die brasilianische Gruppe hatte am Anfang gebeten, das Konferenzplenum solle dreimal Gelegenheit bekommen, den Text als ganzen zu diskutieren. Dazu kam es leider nicht. Es wäre sehr wichtig gewesen. Alle Kommissionen hätten dann etwas mitbekommen vom Geist des ersten und letzten Kapitels.

HK: Lag das nicht an der Politik der CELAM-Leitung bzw. von dessen Generalsekretär? Dem Beobachter draußen schien es, als ob man durch die Pressepolitik und auch die Organisation der Konferenz allzu ungeschütztes oder kritisches Denken eindämmen wollte?

Arns: Ja, diese zwei Probleme fielen mir auch auf. Erstens, daß keine normale Kommunikation mit der Presse möglich war. Die brasilianische Bischofsgruppe hat das in Rio, wo sie kürzlich zwei Tage versammelt war, wieder betont. Es wäre wichtig für uns gewesen, von der Presse zu hören, wie sie reagiert, und der Presse auch die Vorgänge so mitzuteilen, wie sie waren. Und man merkte, daß in puncto

Kommunikation in den ersten Tagen vieles sehr fehlerhaft war und daß später alles sehr stark gesteuert wurde. Das war wirklich nicht richtig. Zweitens, was die Organisation betrifft, so war alles vorweg festgelegt und sogar vorge-druckt. Man sagt, daß es das erste Mal in der Geschichte war, daß drei Päpste den formalen Ablauf einer Konferenz gutgeheißen hätten: Paul VI., Johannes Paul I. und Johannes Paul II. Es war also alles sehr päpstlich. Dennoch haben wir zwei Ziele erreicht, die uns sehr wichtig waren: erstens daß wir das Schema nicht so angenommen haben, wie es vorgelegt wurde, sondern es einen ganzen Tag diskutiert und es auch wirklich verändert haben, so daß der letzte Themenkomplex neu hinzukam. Und das zweite war, daß der Grupo de empalme, die Artikulationsgruppe, auch Ideologie-Gruppe genannt, nicht ernannt, sondern von uns gewählt wurde. Diese Gruppe hat sehr gut gearbeitet und hat das Gesamtdokument auch teilweise gerettet.

„Das wichtigste ist, daß die Haltung der Befreiung vom ersten bis zum letzten Kapitel präsent ist“

HK: Was Sie jetzt sagen, läßt doch auf beträchtliche Spannungen innerhalb des lateinamerikanischen Episkopats und innerhalb der CELAM-Leitung schließen, die durch die Euphorie am Schluß nur überdeckt wurden...

Arns: Ja, Spannungen waren zu Beginn der Konferenz wirklich vorhanden. Aber die Spannungen wurden teilweise „überholt“ durch die von den 22 Kommissionen geleistete Synthese. Auch in den Gruppen hatte es Spannungen gegeben, aber es konnte dort ganz frei geredet werden. Es wären noch mehr „Entspannungen“ möglich gewesen, hätten größere Aussprachemöglichkeiten bestanden. Diese hatten wirklich gefehlt. Aber man darf nicht sagen, es habe eine Euphorie geherrscht, weil man die Sache zu einem guten Abschluß gebracht hatte. Vielmehr war eine Euphorie auf beiden Seiten da, weil man merkte: auf dieser Grundlage kann man weiterarbeiten. Es wurde nichts beschlossen, das unsere bisherige Arbeit in Frage stellte und uns zu einer Haltungsänderung zwang. So war man auf beiden Seiten zufrieden.

HK: Welche Wirkung oder welche Funktion hatte die Papstrede in Puebla für die Teilnehmer der Bischofskonferenz? Es ist aufgefallen, daß der Papst in dieser Rede fast ausschließlich universalistisch und kaum über teilkirchliche Probleme in Lateinamerika gesprochen hat. Man fragt sich nun, hat er dadurch den Bischöfen die konkrete Auseinandersetzung mit diesen Problemen erleichtert oder erschwert?

Arns: Ich glaube, der Papst hat sehr geholfen, besonders durch den dritten Teil seiner Rede. Der dritte Teil war ja ziemlich konkret und sprach von Befreiung, von Armut usw. Demgegenüber waren die beiden ersten Teile lehrhafte Expositionen für den dritten Teil. Und Johannes Paul II. sagte noch etwas, was sehr wichtig war: Alles, was

ich in Mexiko sagen werde, das gehört auch noch zu dieser Konferenz. Im übrigen hatte der Papst dasselbe Inhalts-schemata wie die Bischöfe: Christus, die Kirche, der Mensch, die Gegenwart. Nur hatten wir das alles auf Lateinamerika anzuwenden. Und das hat Kardinal Lorscheider in seiner Eingangsrede getan. Er hat die größte Arbeit für Puebla geleistet. Die Arbeitsgruppen haben dann dafür gesorgt, daß diese Worte des Papstes nicht einfach so genommen wurden, wie sie geklungen haben, sondern haben sie in die lateinamerikanische Situation hineingesprochen und auch in der Weise konkretisiert.

HK: Neben der Rolle des Papstes fällt im Vergleich zu Medellín ein Unterschied besonders auf. Medellín war doch, wie man auch den Texten entnehmen konnte, vor allem das Werk von Beratern aus Theologie und Sozialwissenschaften. Puebla dagegen scheint weitgehend von den Bischöfen selbst „gemacht“ worden zu sein. War das Fehlen des unmittelbaren Beratungsprozesses mit den Theologen ein Nachteil, oder ist der Modus, der in Puebla gefunden wurde, ein Modell, das man auch in anderen Kirchen Europas anwenden sollte?

Arns: An Medellín war zweierlei bemerkenswert. Einerseits waren die Berater sehr stark beteiligt und hatten einen sehr großen Einfluß. Zum anderen wurde in Medellín vier volle Tage diskutiert, bevor die Arbeit in den Gruppen begann. In Puebla hatten wir sehr wenige und sehr schwache Berater. Aber die Theologen „draußen“ haben uns sehr viel geholfen...

HK: Aber es hat Unzulänglichkeiten gegeben, und viele der nicht zum Zuge gekommenen theologischen Berater fühlten sich frustriert...

Arns: Das dürfte zutreffen. Manche dieser Berater waren ja auch gekommen, um sich selbst zu informieren, weil die meisten von ihnen solche Theologen sind, die für theologische Zeitschriften schreiben. Sie hatten aber noch weniger Rechte als die Journalisten und hatten nicht einmal Zugang zum Pressesaal. Das war sicher nicht gerecht. Und deswegen habe ich ihnen auch im Namen von Kardinal Lorscheider mitgeteilt: Euer Platz wäre eigentlich bei den Bischöfen, aber die Organisation ist so ausgefallen, daß die Bischöfe diesmal allein sind und pastoral vorgehen wollen statt theoretisch. Im übrigen bestand ständiger Kontakt zu ihnen. Von meiner Seite war er sogar sehr intensiv. Alle Gruppenthemen kamen zur Sprache. Die Theologen brachten ihre Beiträge ein, als säßen sie in der Konferenz, und sie haben sich ihrerseits loyal verhalten. Entgegen allen Behauptungen in der Presse gab es auch keine Parallelkonferenz von ihrer Seite.

HK: Der Papst hat noch auf der Reise nach Mexiko Journalisten gegenüber eher abwertend von der „Theologie der Befreiung“ gesprochen. Ein die Vertreter dieser Theologie ermutigendes Wort, das beabsichtigt war, fand keinen Eingang in das Schlußdokument, das aber als ganzes doch von dem Konzept einer „befreienden Pastoral“ gekennzeichnet ist. Ist damit Motiv und Substanz der Befreiungs-

theologie kirchlich rezipiert? Oder wurde hier eine Entwicklung zurückgedreht?

Arns: Auf jeden Fall ist man nicht beim Punkt Null gelandet. Was Johannes Paul II. im Flugzeug gesagt haben soll, das wissen wir nicht. Das wurde uns nie mitgeteilt, auch vom Papst nicht. Wir wissen nur, was der Heilige Vater während seines Aufenthaltes in Mexiko gesagt hat. Die Theologen haben sogar gezählt, wie oft er das Wort „Befreiung“ gebraucht hat, wie viele Male er auf das Thema zurückkam, wie wichtig ihm das Thema war. Und später in Rom hat er gesagt, diese Theologie solle für die ganze Welt gelten und nicht nur für Lateinamerika. Also kann man nicht sagen, der Papst habe in dieser Richtung gebremst. Die Konferenz hatte in ihrem Textentwurf einen Satz, einen sehr schönen Satz sogar, in dem die Theologen aufgefordert wurden, weiterzumachen. Im letzten Moment, als die Lichter schon aus waren, da sollte dieser Satz auf einmal wieder abgewählt bzw. gestrichen werden. Das kam unerwartet, und er wurde auch abgewählt und gestrichen. Aber das hat wenig zu sagen. Ich glaube, die Hauptsache war, daß in dem ganzen Dokument die Haltung der Befreiung im Rahmen der Evangelisation wirklich vom ersten bis zum letzten Kapitel präsent ist.

„Die Kirche ist nur eine Kraft unter vielen“

HK: „Pastoral der Befreiung“, das Grundwort von Puebla, heißt in Lateinamerika vor allem Vermenschlichung der politischen, sozialen und kulturellen Strukturen. Glauben Sie, daß heute der lateinamerikanische Episkopat so geschlossen hinter diesem Konzept steht, wie er hinter dem Schlußdokument von Puebla stand?

Arns: Daß es eine soziale Sünde gibt, daß die Strukturen verändert werden müssen, daß unser System radikal falsch ist, daß wirklich mehr als die Hälfte des ganzen Volkes in einer nicht normalen Situation lebt, das ist immer wieder und sogar in den Predigten gesagt worden. Es ist nicht vorstellbar, daß irgendein Bischof zufrieden sein könnte mit dem Regime seines Landes und der Situation der Leute. Von der Notwendigkeit der Befreiung im Sinne, daß die Strukturen verändert werden müssen, sind, glaube ich, alle Bischöfe überzeugt.

HK: Ist die Kirche in Lateinamerika aber nicht in Gefahr, durch politisch-soziale Strukturreformen überfordert zu werden? Wo würden Sie die Grenzen zwischen kirchlichem und politischem Auftrag ziehen?

Arns: Wir wissen, daß wir in einer pluralistischen Gesellschaft leben. Es ist nicht die Kirche, die eine neue Gesellschaft formen soll. Das muß vom Volk und von allen Volksbewegungen herkommen. Die Kirche muß Hoffnung geben, muß auch neue Wege vorschlagen, aber konkretisieren soll die Kirche das nicht. Sonst würde die Kirche so etwas wie eine politische Bewegung. Und das war eben das Falsche, das man von Puebla erwartet hatte,

nämlich daß Puebla Lateinamerika vereinen könnte. Die Kirche ist nur eine Kraft von vielen, aber sie hat ihre besondere Mission darin, daß sie Freude gibt an der Reformarbeit und neue Hoffnung. Nicht daß die Bischöfe nie Strukturreform leisten; sie wären arm dran, wenn sie das leisten sollten, gegen alle die Armeen, Kanonen und Atomkräfte, die hinter den Militärregime stehen.

HK: Kann man sagen, daß Puebla ein Einschnitt in die Entwicklung der Kirche in Lateinamerika bildet, insofern als sich die Kirche vom ideologischen Streit abgewendet und sich wieder zurückbesonnen hat auf die theologisch fundierte Sozialpastoral? Ist Puebla insofern doch so etwas wie eine Revision von Medellín und des Politisierungsprozesses, den wir von Europa aus in den letzten Jahren innerhalb der lateinamerikanischen Kirche zu sehen meinten?

Arns: Auf jeden Fall widmete man sich einer nüchternen Analyse der Situation. Es ist sehr wichtig, daß die Christen nicht ideologisieren, sondern evangelisieren, daß die Christen den Menschen sehen, den wirklichen Menschen, den geschichtlichen Menschen, wie er ist, wie er leidet und wie er lebt – nicht einen abstrakten Menschen im luftleeren Raum oder in der Sakristei –, daß sie mit dem Volk gehen und leben. In diesem Sinne wurde politisches Engagement auch akzeptiert und als eine notwendige Arbeit der Christen verstanden.

HK: Es fällt auf, daß die Konferenz von Puebla sich wenig mit inneren Strukturfragen der Kirche beschäftigt hat, obwohl z. B. gerade der kirchliche Personalangel in den einzelnen Ländern immer noch stärker zum Problem wird. Wie will man zukünftig das Problem der Rekrutierung des eigenen Personals (der Priester, Gemeindeleiter, Katecheten) lösen, wenn aus Europa immer weniger personelle Hilfe erwartet werden kann?

Arns: Die Teile des Dokuments, die diese Innenstruktur behandeln, sind zugegebenermaßen schwach. Doch kommt der Sache nach alles vor: Basisgemeinschaften, Priester, Diakone, pastorale Dienste, Ordensleben, Laien. Es wurde auch gefragt: Was werden wir tun, wenn amerikanische und europäische Kräfte nicht mehr zu uns kommen, weder Priester noch Ordensleute? Wir sind uns bewußt, daß jetzt in Lateinamerika die Zeit der Laien gekommen ist. Daß die Kirche als ganze die Sache des Evangeliums in die Hand nehmen muß. Daß wir nicht mehr vorgehen dürfen wie eine klerikale Kirche, sondern daß wir Kirche als Volk Gottes sind. Es ist erfreulich, daß man sich hier in der Konferenz von Puebla so überzeugt gab, als ob dieser Prozeß schon überall voll im Gange wäre. Was die Priester und Ordensleute früher getan haben, das tun jetzt die Christen selber. Ich glaube, es war sogar sehr positiv, daß man sich nicht viel Zeit genommen hat, um über Organisationsprobleme zu sprechen. Es ist wichtiger, diese neue Arbeitsweise fortzusetzen, die ihrerseits auch neue Priester, neue Ordensleute und nicht zuletzt neue Formen des religiösen Lebens hervorbringen wird.

„Wäre gegen die Basisgemeinschaften gestimmt worden, hätte man die Wurzel des Baumes ausgerissen“

HK: Können die Basisgemeinschaften längerfristig Ausgangspunkt für eine dauerhafte Lösung der Personalprobleme und für ein neues Gesamtkonzept der Seelsorge sein?

Arms: Ich glaube ja, nur darf man ihre Bedeutung nicht übertreiben. Basisgemeinschaften sind gewöhnlich da, wo das arme Volk ist. Die Mittelklasse hat, besonders weil sie über Bildung und Einfluß verfügt, auch ihre Rolle in der Kirche zu spielen. Und diese Rolle ist wichtig, weil sich aus ihr wichtige Gruppen rekrutieren: Jugendgruppen, Familiengruppen, Bibelgruppen und Evangelisationsgruppen.

HK: Die Einschätzung der Basisgemeinschaften gehörte aber wohl nicht nur deshalb zu den umstrittenen Punkten. Es bedurfte einiger Anstrengungen, um einen eigenen Passus über sie ausdrücklich als ein Bauelement in eine „befreiende Pastoral“ einzubringen...

Arms: Ja, es war sehr wichtig, daß das geschah. Wenn man dagegen gestimmt hätte, hätte man die Wurzel des Baumes ausgerissen. Die Wurzel der Kirche ist wirklich das Volk; wie es sich organisiert als Volk Gottes, wie es dann die einzelnen Dienste selbst „ausarbeitet“ und ausfüllt und wie es neue Kräfte für die Verkündigungsarbeit erweckt. Es wäre unmöglich gewesen, hätten wir in dieser Konferenz die Basisgemeinschaften nicht akzeptiert. Dieses Modell muß weitergeführt werden nicht nur in religiöser Hinsicht, sondern auch mit dem Ziel, eine soziale Alternative zu finden für die ganze Gesellschaft.

HK: In Puebla war viel die Rede von der „iglesia popular“, von einer Volkskirche, die wirklich Kirche des Volkes sei. Könnten die Basisgemeinschaften eine Art Strukturprinzip einer solchen von der Verantwortung aller kirchlich aktiven Christen getragenen Volkskirche sein?

Arms: Sicher sind sie bereits ein Strukturprinzip. Nur ist es so, daß die Basisgemeinschaften nicht in sich selbst aufgehen dürfen, daß sie sich verändern, daß sie in Verbindung mit der ganzen Kirche stehen müssen und daß in Verbindung mit der ganzen Kirche auch die anderen Strukturen weiterbestehen, soweit sie nötig sind. Eine Gruppe von 20, 30 oder 40 Basisgemeinschaften, die von einer Pfarrgemeinde koordiniert wird, kann nicht ohne diese Koordination leben. Die Strukturen, die für die Basisgemeinschaften nötig sind, müssen erhalten werden, sonst scheitert alles. Sie leben nicht für sich allein, und sie können nicht spontan allein für sich existieren, sondern sie werden nur zusammen mit der ganzen Kirche ihre eigene Mission erfüllen müssen.

HK: Mit der Volkskirche, wie sie in den Basisgemeinschaften vertreten und gelebt wird, ist in Lateinamerika auch sehr stark die Hoffnung auf Wiederbelebung der Volksreligiosität oder eine betonte Rückbesinnung auf

diese verbunden. Ist dieses Element in sich dynamisch genug, um der Kirche des Subkontinents neue Impulse zu geben?

Arms: Die Volksreligiosität ist ein wichtiges Element der kirchlichen Arbeit, auch in den Basisgemeinschaften. Um es klar zu sagen: Wenn man da nicht betet, wenn man da nicht singt, dann kommen die Leute auch nicht. Dann kommen sie vier-, fünfmal, um praktische Dinge zu organisieren, aber mehr wird dann nicht daraus. Aber wo man betet, wo man singt und zusammen ist, das Evangelium liest und wo man auf dieser Grundlage die praktische Arbeit organisiert und die nationale Situation analysiert, da halten die Gruppen zusammen. Diese Religiosität ist mit dem Evangelium das wertvollste Element der Basisgemeinschaften.

„Die Armen sind ein wichtiges Kriterium, wer aber nur für Arme arbeitet, folgt einer Ideologie“

HK: Der Papst hat in Puebla vor „Neoklerikalismus“ gewarnt und gesagt, die Priester sollten sich nicht in Aufgaben drängen, die auch Laien ausführen können, sie sollten keine politischen Führer oder Sozialagenten sein. Ist das das Ende einer durch einen stark politisch agierenden Klerus politisierten Kirche?

Arms: Hierzu ist dreierlei zu sagen. Erstens: der Klerus muß im selben Rhythmus vorgehen wie das Volk, er muß mit dem Volk gehen. Zweitens weiß der Klerus, daß neue Wege gefunden werden müssen, weil er mit vielen anderen Kräften in Verbindung steht und weiß, daß diese Kräfte in die neue Alternative der Gesellschaft hineingehören. Der Klerus hat noch eine Führungsposition und wird für Basisgemeinschaften immer eine Schlüsselstellung einnehmen. Wo der Klerus nicht präsent ist, da verlieren sich die Basisgemeinschaften. Der Priester muß wenigstens jede zweite, dritte Woche dabei sein, damit die Leute merken: wir gehören zur Kirche; wir wissen, was wir tun. Das ist etwas, was von der ganzen Kirche getragen wird. Und ein drittes: der Klerus darf nicht im engeren Sinne politisch sein. Vielleicht ist es in anderen Ländern der Fall, aber in Brasilien ist die Aktivität des Klerus auf das soziale Wirken im Rahmen der Pastoralarbeit beschränkt. Es gibt keine Zugehörigkeit zu politischen Parteien. Die Regierung hätte das auch nicht erlaubt. Schon daran sehen Sie: die Politisierung der lateinamerikanischen Kirche ist eher eine europäische Erfindung. Man konnte sich sozial einsetzen, aber keine politischen Aktivitäten starten.

HK: Aufgefallen ist, daß die Bischöfe und auch der Papst sich sehr stark gegen jede Gewaltideologie ausgesprochen haben. Wenn man zurückblickt, gab es in Medellín noch die Formulierung, daß Gewalt in dem Moment, wo die äußerste Bedrohung durch Gewalt entsteht, als Verteidigung legitim ist. Nach Puebla scheint es, als sei die Gewaltdiskussion in Lateinamerika vorläufig überhaupt zum Abschluß gekommen. Ist dieser Eindruck richtig?

Arns: Ich glaube, das ist richtig in diesem Sinne, daß nun überall sich Gruppen bilden, deren Grundhaltung eine „non violencia activa“ oder „firmeza permanente“ ist, eine dauerhafte feste Haltung also, eine Aktivität ohne Gewalt. Wir sprechen nicht von passivem Widerstand. Es gibt solche Gruppen überall, von Argentinien bis San Salvador. Überall gibt es Versammlungen und Verbindungen zwischen solchen Gruppen. Zugleich setzt sich die Überzeugung durch, daß der Terrorismus wirklich keine Alternative sein kann und daß dieser auf der ganzen Welt einfach unerträglich ist.

HK: Die lateinamerikanische Kirche hat sich in Puebla mit Nachdruck für eine „Pastoral“ für die Armen ausgesprochen. Ist, wenn man diese Pastoral wirklich umfassend konkretisiert, nicht zu befürchten, daß sich die Konflikte der Kirche mit den Regierungen und den privilegierten Schichten verschärfen werden?

Arns: Ja, aber man muß genau lesen, wie das im Text steht:

„Opción preferencial por los pobres“, das bedeutet: die Pastoral für die Armen ist ein Schwerpunkt, nicht eine ausschließliche Zielrichtung, sonst wäre sie selbst wieder eine Ideologie. Wer nur für Arme arbeitet, folgt einer Ideologie. Das geht nicht. Die Armen sind ein wichtiges Kriterium für unsere Arbeit. Solange die Armen nicht in die Gesellschaft integriert werden mit allen Rechten sozialer, kultureller, materieller und religiöser Art, sind wir nicht gerecht. Und entscheidend ist, daß die Armen selbst am Fortschritt mitarbeiten können und müssen, daß ihnen nichts geschenkt wird. Und in diesem Sinne, glaube ich, müßte dann auch jeder akzeptieren, daß, wenn es allen gut geht, es auch für ihn besser ist, als wenn es nur einem gut geht. Es ist also auch besser für diejenigen, die meinen, heute alles in der Hand zu haben und die anderen ausbeuten. Denn das Allgemeinwohl ist immer besser für alle als nur das Wohl für sehr wenige. Es ist eigentlich das Hauptergebnis von Puebla, daß man dieser Perspektive gerecht wird.

Dokumentation

Pflichtzölibat für Priester

Päpstliches Schreiben über das Priestertum zum Gründonnerstag 1979

Das seit längerem erwartete und ursprünglich vom Papst angekündigte Schreiben an die Priester aus Anlaß des Gründonnerstag 1979 wurde am Montag der Karwoche (9. 4. 79) in Rom veröffentlicht. Wenn auch nur die Abschnitte 8 bis 10 ausdrücklich der Zölibatsfrage gewidmet sind, dient doch das Schreiben als ganzes in erster Linie der Bestätigung des Pflichtzölibats und des damit verbundenen tridentinischen Priesterbildes. In einem Begleit-schreiben an die Bischöfe, denen Johannes Paul II. in besonderer Weise die Sorge um ihre Priester ans Herz legt, wird an die in der Enzyklika Pauls VI. über den Zölibat (vgl. HK, August 1967, 363–376) vorgesehene Erneuerung des Zölibatsversprechens am Gründonnerstag, das aber in weiten Teilen der Kirche nie Praxis geworden ist, hingewiesen. Wörtlich heißt es darin: „Weil sie (die Priester) ihr priesterliches Versprechen und vor allem die Verpflichtung zum Zölibat in eure Hände ablegen – und dieses jedes Jahr erneuern –, darum tut alles, was in eurer Macht steht, daß sie diesem Versprechen treu bleiben.“ Die Frage, wie angesichts der Entwicklung der Nachwuchszahlen in vielen Ländern der Welt die Seelsorge gewahrt und die Gemeinden mit Priestern versorgt werden sollen, wird gestellt, aber allein mit der Aufforderung an die Priester zum treuen Festhalten an ihrem Beruf beantwortet.

Liebe Brüder im Priesteramt!

1. Für euch bin ich Bischof, mit euch bin ich Priester

Zu Beginn meines neuen Dienstamtes in der Kirche fühle ich das tiefe Bedürfnis, mich an euch zu wenden, an euch alle ohne Ausnahme, Welt- und Ordenspriester, denn ihr seid kraft des Weihesakramentes meine Brüder. Ich möchte von Anfang an meinen Glauben an die Berufung zum Ausdruck bringen, die euch mit euren Bischöfen zu einer besonderen Gemeinschaft des Sakramentes und des Dienstes verbindet, durch die die Kirche, der Mystische Leib Christi, aufbaut wird. Meine Gedanken und mein Herz sind also auf euch gerichtet, die ihr aufgrund einer besonderen Gnade mit einzigartiger Hingabe an unseren Erlöser bei den vielfältigen Aufgaben des priesterlichen und seelsorglichen Dienstes „die Last des ganzen Tages und die Hitze“¹ ertragt. Ihr alle seid mir nahe seit dem Augenblick, da Christus mich auf diese Kathedra berufen hat, wo einst der hl. Petrus mit seinem Leben und seinem Tod bis zum Ende auf die Frage antworten mußte: „Liebst du mich? Liebst du mich mehr, als diese mich lieben...?“²